

4. Fastensonntag C – Laetare

30. März 2025

1. Lesung: Josua 5,9a.10-12

9 Und der HERR sagte zu Josua: Heute habe ich die ägyptische Schande von euch abgewälzt. 10 Als die Israeliten in Gilgal ihr Lager hatten, feierten sie am Abend des vierzehnten Tages jenes Monats in den Steppen von Jericho das Pessach. 11 Am Tag nach dem Pessach, genau an diesem Tag, aßen sie ungesäuerte Brote und geröstetes Getreide aus dem Ertrag des Landes. 12 Vom folgenden Tag an, nachdem sie von dem Ertrag des Landes gegessen hatten, blieb das Manna aus; von da an hatten die Israeliten kein Manna mehr, denn sie aßen in jenem Jahr von der Ernte des Landes Kanaan.

2. Lesung: 2. Korintherbrief 5,17-21

17 Wenn also jemand in Christus ist, dann ist er eine neue Schöpfung: Das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden. 18 Aber das alles kommt von Gott, der uns durch Christus mit sich versöhnt und uns den Dienst der Versöhnung aufgetragen hat. 19 Ja, Gott war es, der in Christus die Welt mit sich versöhnt hat, indem er ihnen ihre Verfehlungen nicht anrechnete und unter uns das Wort von der Versöhnung aufgerichtet hat. 20 Wir sind also Gesandte an Christi statt und Gott ist es, der durch uns mahnt. Wir bitten an Christi statt: Lasst euch mit Gott versöhnen! 21 Er hat den, der keine Sünde kannte, für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm Gerechtigkeit Gottes würden.

Evangelium: Lukas 15,1-3.11-32

1 Alle Zöllner und Sünder kamen zu ihm, um ihn zu hören. 2 Die Pharisäer und die Schriftgelehrten empörten sich darüber und sagten: Dieser nimmt Sünder auf und isst mit ihnen. 3 Da erzählte er ihnen dieses Gleichnis und sagte: 11 Ein Mann hatte zwei Söhne. 12 Der jüngere von ihnen sagte zu seinem Vater: Vater, gib mir das Erbteil, das mir zusteht! Da teilte der Vater das Vermögen unter sie auf. 13 Nach wenigen Tagen packte der jüngere Sohn alles zusammen und zog in ein fernes Land. Dort führte er ein zügelloses Leben und verschleuderte sein Vermögen. 14 Als er alles durchgebracht hatte, kam eine große Hungersnot über jenes Land und er begann Not zu leiden. 15 Da ging er zu einem Bürger des Landes und drängte sich ihm auf; der schickte ihn aufs Feld zum Schweinehüten. 16 Er hätte gern seinen Hunger mit den Futterschoten gestillt, die die Schweine fraßen; aber niemand gab ihm davon. 17 Da ging er in sich und sagte: Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben Brot im Überfluss, ich aber komme hier vor Hunger um. 18 Ich will aufbrechen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe mich gegen den Himmel und gegen dich versündigt. 19 Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein; mach mich zu einem deiner Tagelöhner! 20 Dann brach er auf und ging zu seinem Vater. Der Vater sah ihn schon von Weitem kommen und er hatte Mitleid mit ihm. Er lief dem Sohn entgegen, fiel ihm um den Hals und küsste ihn. 21 Da sagte der Sohn zu ihm: Vater, ich habe mich gegen den Himmel und gegen dich versündigt; ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein. 22 Der Vater aber sagte zu seinen Knechten: Holt schnell das beste Gewand und zieht es ihm an, steckt einen Ring an seine Hand und gebt ihm Sandalen an die Füße! 23 Bringt das Mastkalb her und schlachtet es; wir wollen essen und fröhlich sein. 24 Denn dieser, mein Sohn, war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wiedergefunden worden. Und sie begannen, ein Fest zu feiern. 25 Sein älterer Sohn aber war auf dem Feld. Als er heimging und in die Nähe des Hauses kam, hörte er Musik und Tanz. 26 Da rief er einen der Knechte und fragte, was das bedeuten solle. 27 Der Knecht antwortete ihm: Dein Bruder ist gekommen und dein Vater hat das Mastkalb schlachten lassen, weil er ihn gesund wiederbekommen hat. 28 Da wurde er zornig und wollte nicht hineingehen. Sein Vater aber kam heraus und redete ihm gut zu. 29 Doch er erwiderte seinem Vater: Siehe, so viele Jahre schon diene ich dir und nie habe ich dein Gebot übertreten; mir aber hast du nie einen Ziegenbock geschenkt, damit ich mit meinen Freunden ein Fest feiern konnte. 30 Kaum aber ist der hier gekommen, dein Sohn, der dein Vermögen mit Dirnen durchgebracht hat, da hast du für ihn das Mastkalb geschlachtet. 31 Der Vater antwortete ihm: Mein Kind, du bist immer bei mir und alles, was mein ist, ist auch dein. 32 Aber man muss doch ein Fest feiern und sich freuen; denn dieser, dein Bruder, war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wiedergefunden worden.

Max Slevogt, Der verlorene Sohn, 1899,
Staatsgalerie Stuttgart

Auslegung

Evangelium: Das Gleichnis vom verlorenen Sohn wurde zu allen Zeiten von Literaten und Künstlern auf vielfältige Weise gestaltet. Es gibt Gedichte und Erzählungen darüber, u.a. von Rainer M. RILKE und André GIDE sowie jede Menge bedeutender Kunstwerke, darunter keine geringeren als von DÜRER, von MURILLO und vor allem von REMBRANDT. Von ihm existieren mehrere Ausführungen als Gemälde, Zeichnungen und Radierungen. Sie vor allem wurden von späteren Künstlern gern als Vorlagen verwendet, bis hin zu den Illustrationen in den Kinder- und Schulbibeln. Es wiederholt sich immer das gleiche Motiv: Der Vater läuft dem Sohn entgegen, der in seine Arme sinkt.

Nicht so das Bild von MAX SLEVOGT (*1868 in Landshut, †1932 in der Pfalz).

Deswegen wurde es seinerzeit auch heftig kritisiert. Ein Münchner Kunstkritiker schreibt: „Das Bild von Max Slevogt hat... bei der Heimkehr des Sohnes den Hauptpunkt der Erzählung nicht getroffen. Hier muss doch aus dem Bilde ganz klar hervortreten, welche Aufnahme der Sohn bei seinem Vater findet: wir bleiben völlig im Unklaren, wie der Vater handelt.“ Als „richtiges“ Beispiel hebt er das Bild eines anderen zeitgenössischen, aber heute unbekannten, Künstlers hervor, dessen Bild „entschieden höher steht“, weil er sich genau am Erzählinhalt des Gleichnisses orientiert. In der Tat verfährt SLEVOGT sehr freizügig mit dem Thema. Da platzt der heimgekehrte Sohn unvermittelt in die gute Stube. Der Vater hat ihn nicht kommen sehen und wirkt nun ziemlich aufgeschreckt, fast verwirrt. Aber da steht ihm auch gleich der ältere Sohn zur Seite, der nach dem biblischen Gleichnis erst viel später und in einer eigenen zweiten Erzählung (ab v25) die Bühne betritt. Gewiss, Max SLEVOGT erfindet in seinem Bild eine eigene Version, die nicht mit dem Gleichnis übereinstimmt. Doch gerade dadurch bringt er etwas zur Sprache, was im Gleichnis sehr wohl thematisiert wird, nämlich wie der Ältere auf diese Rückkehr reagiert, wenn auch in der Gleichniserzählung sehr viel später oder, wenn man so will, in einer zweiten Erzählung.

Bleiben wir zunächst beim Bild! Planimetrisch betrachtet wird die Bildfläche in genau zwei Längshälften geteilt. Die Türkante ist die Trennlinie zwischen der Welt des Heimkehrers und der Welt der Daheimgebliebenen. Beim Öffnen der Tür tritt unvermittelt eine fremde, schmutzige, chaotische Welt mitten ins Wohnzimmer eines geordneten Haushalts. Der jüngere Sohn fällt im wahrsten Sinn des Wortes mit der Tür ins Haus. Ein blasser, zerlumpter, magerer, halb nackter Kerl sprengt durch seinen Auftritt mit einem Schlag die Ruhe und Ordnung, zu der man nach dem Skandal von damals wieder mühsam zurückgefunden hat. Der Vater, der am Tisch sitzt, dreht sich wie aufgeschreckt der Tür zu. Die Vergangenheit ist mit einem Schlag wieder da. Er reißt die Arme hoch. Mit seiner Linken scheint er sich ans Herz zu fassen. Seine Rechte nähert sich der Linken des Sohnes von der



inneren Seite der Türkante her. Noch trennt sie die Türe voneinander und noch deutet nichts auf ein freudiges Wiedersehen hin. Der ältere Sohn am rechten Bildrand blickt starr, versteinert, verbissen – er, der treue Diener seines Vaters, der nach dem Verlust des halben Vermögens das Anwesen wieder halbwegs auf die Füße gestellt hat und dem alten Vater in den schweren Jahren zur Seite gestanden ist. Sein Mund ist zugesperrt, seine Wangen sind angespannt, sein Kopf ist wie zum Angriff nach vorn gezogen. Er, der Gute, Folgsame, Arbeitsame wird nicht zulassen, dass sich dieser nichtsnutzige Eindringling hier wieder breit macht. Wie ein Bewacher steht er neben seinem alten Vater, bereits ahnend, dass sich dieser womöglich zu einer „Torheit“ hinreißen lässt. Über den Köpfen der beiden Männer hängen auf einem Wandteppich alte Waffen – Relikte einer vergangenen Zeit. Noch sind sie nur Dekoration. Aber sie hängen beängstigend nahe über den Köpfen. Planimetrisch gesehen berühren sie den Kopf des älteren Sohnes und könnten als dessen Denkblase gedeutet werden. Gehen seine Gedanken schon in Abwehrstellung? Ist er entschlossen, sein Terrain zu verteidigen und seine eigene Vorstellung von Recht und Gerechtigkeit notfalls mit Gewalt durchzusetzen?

In diesem Bild schwelt der Konflikt schon von Anfang an über den Köpfen. Im Gleichnis zeigt er sich erst in der Fortsetzungsgeschichte. Die Bibelausleger sind lange davon ausgegangen, dass die wichtigere Geschichte die vom verlorenen Sohn sei und dass der zweite Teil erst später angefügt wurde. Heute ist man davon überzeugt, dass beide Teile aus einem Guss sind und das Gleichnis von Jesus als Ganzes erzählt wurde. Das geht auch aus der kaum beachteten Einleitung zum Gleichnis hervor (vv1-2). In der Regel hat Jesus seine Gleichnisse den Jüngern erzählt. Dieses hier erzählt er den Pharisäern und Schriftgelehrten, die sich vorher darüber empört haben, dass Jesus sich mit Zöllnern und Sündern abgibt. Manche Ausleger sind sogar der Meinung, dass der Hauptakzent der Erzählung auf der zweiten Hälfte liegt und dass man nicht von dem verlorenen Sohn sprechen sollte, sondern von den verlorenen Söhnen. Es geht hier nämlich um zwei Spielarten verfehlter, entfremdeter Existenz, die die Gleichnishörer auf zwei Gruppen beziehen können – die Sünder auf der einen und die (Selbst)Gerechten auf der anderen Seite.

Da ist einmal der jüngere Sohn. Entgegen aller Gepflogenheit hat er vom Vater schon zu Lebzeiten sein Erbe verlangt. Nach jüdischem Gesetz war das zwar möglich, aber das Verfügungsrecht blieb beim Vater bis zu dessen Tod. Frech fordert der jüngere Sohn nicht nur das Besitzrecht, sondern auch das Verfügungsrecht. Das wäre zur Not gerade noch tolerabel gewesen, wenn er wenigstens eine selbstständige Existenz gegründet hätte. Wenn man sich schon emanzipieren will, dann sollte man auch fähig sein, Verantwortung zu übernehmen für das, was man geerbt hat. Er aber verschwendet sein Vermögen und führt ein zügelloses Leben. Dann folgt ein Unglück dem anderen. Zuerst steht der junge Mann in der Fremde ohne Geld da, dann bricht auch noch eine Hungersnot aus und schließlich landet er bei den Schweinen, jenen unreinen Tieren, die für einen Juden tiefste Erniedrigung bedeuten. „*Da ging er in sich*“ (v17). Hat er nun ein schlechtes Gewissen bekommen und sein Tun bereut? Zunächst sieht es nicht danach aus. Ihm wird nur seine Lage bewusst: entweder krepieren oder heimkehren und sich unterwerfen, um wenigstens sein Leben zu retten. Da wählt man unter zwei Übeln lieber das kleinere. Dennoch: zum ersten Mal in seinem Leben denkt er nach. Nachdenklichkeit hat durchaus etwas mit Gewissen zu tun. „Gewissen“ hängt mit „Wissen“ zusammen, mit dem ehrlichen Wissen um sich selbst. Nun übernimmt er zum ersten Mal Verantwortung für sein Leben und ist bereit, die Konsequenzen zu tragen. Anerkennenswert an seiner Haltung ist auch, dass er nicht Andere für sein Unglück verantwortlich macht. Damit zeigt er, dass er erwachsen geworden ist. Wie es weitergeht, erzählt die Geschichte und muss hier nicht wiederholt werden. – Das beste Gewand erhält er nun vom Vater, dazu den Siegelring, und ein Freudenfest wird ihm ausgerichtet.

Hier verlässt das Gleichnis seine irdische Logik und man ahnt, dass es mit Gott zu tun hat. Denn nach irdischer Logik wäre es Dummheit, wenn ein Vater diesem Hallodri ohne jegliche Vorleistung oder Wiedergutmachung einen Blankoscheck ausstellt und ihn mit einem Freudenfest belohnt. – Solche „Dummheit“ kann sich wirklich nur Gott leisten.

An dieser Stelle kommt der ältere Sohn ins Spiel. Es fällt auf, dass sich in der zweiten Hälfte der Geschichte manche Details aus der ersten wiederholen. Wieder verlässt der Vater das Haus und geht dem Heimkommenden entgegen (v28). Wieder ergreift der Vater die Initiative und redet seinem Sohn gut zu. Aber während der jüngere Sohn sich selbst beschuldigt hat, prangert der ältere nun den Vater an. Er wirft ihm vor, nie belohnt worden zu sein, obwohl er ihm viele Jahre gedient hat, ihm gehorsam war und „nie“ sein Gebot übertreten hat (v29). Durch dieses „Nie“ gewinnt die Anklage an Schärfe. Daraus spricht eine maßlose Überheblichkeit und Selbstgerechtigkeit. – Hier wird klar, worauf das ganze Gleichnis abzielt: Jesus verkündigt damit nicht primär die Frohbotschaft an die Sünder und Armen, sondern er rechtfertigt seine Frohbotschaft gegenüber ihren Kritikern.

Das Gleichnis bleibt am Ende offen. Wir erfahren nicht, wie es ausgegangen ist und wie der ältere Sohn letztlich reagiert hat. Jesu Hörer aber werden in die Lage des älteren Sohnes versetzt, der sich entscheiden muss, ob er den bittenden Worten des Vaters Folge leistet und sich mitfreuen will und ob er erkennt, dass die Selbstgerechtigkeit ihn ebenso vom Vater trennt wie zuvor die Frechheit und das Fehlverhalten des jüngeren Bruders. – Nicht nur das Bild von Max SLEVOGT lässt Fragen offen, das Gleichnis Jesu tut es ebenso. Es redet uns allen ins Gewissen, den Bösen wie den Braven.

2. Lesung: Die Paulustexte sind nicht leicht verdaulich, nicht weil sie in schwieriger Sprache geschrieben wären, sondern weil sie einen so hohen Ton anschlagen, gleichsam einen Ewigkeitston, der vom Endgültigen und von der letzten Erfüllung spricht, derweil wir uns doch noch zutiefst im Vorletzten, in den irdischen Niederungen und Anfechtungen befinden. Dieser Eindruck rührt allerdings nicht von den Paulusbriefen an sich her, sondern er ergibt sich aus dem jeweiligen Textausschnitt, da uns die Paulusbriefe im Gottesdienst immer nur in „Häppchen“ präsentiert werden. Diesen Häppchen gehen freilich im Brief harte Auseinandersetzungen voraus. Uns jedoch erscheinen sie wie Katechismussätze, die von den letzten Dingen sprechen: lebensfern! Die Konflikte gehen auch diesem Abschnitt voraus und sie werden auch im nachfolgenden Text noch weiterschweben. Der ganze 2. Korintherbrief ist davon durchzogen. – Paulus schreibt zu Beginn des Briefes, dass er mit sich gerungen hat, ob er überhaupt noch nach Korinth reisen soll. Es waren nämlich zwischen seinem ersten und zweiten Besuch Verleumdungen in die Gemeinde von Korinth eingedrungen, die ihn sehr verletzt haben. Sie gingen nicht von den Korinthern selbst aus, sondern von Wanderpredigern, die die Gemeinde verwirrt hatten. Es handelte sich bei ihnen wohl um christliche Missionare, die die Kreuzestheologie des Paulus scharf kritisierten. Sie nämlich verkündigten eine reine Herrlichkeitschristologie, d. h., für sie war Christus reiner Gott. Diese versuchten sie durch eigene Offenbarungen und eigene Wundertaten zu untermauern, was dem Paulus, so argumentierten sie, völlig gefehlt hätte. – Von daher verstehen wir, warum Paulus im letzten Vers unseres Abschnitts (v21) zu dieser unerträglich erscheinenden Aussage kommt: *„Er (Gott) hat den, der keine Sünde kannte, für uns zur Sünde gemacht.“* Natürlich heißt das nicht, dass Jesus ein Sünder ist, aber er wurde wie ein Sünder behandelt und ist wie ein Sünder am Kreuz gestorben, als wäre er der Verworfenste unter den Menschen. Dieser menschliche Abgrund gehört fortan zur Identität des Christus. Er ist der Gott, der gleichzeitig Mensch ist und bleibt. Das ist der Kern der paulinischen Kreuzestheologie. Daraus folgt dann alles, was schon vorher in unserem Text steht: dadurch hat er die Welt mit sich versöhnt (v18) und dadurch werden auch wir zur neuen Schöpfung (v17). Dem Paulus ist bewusst, dass wir als Christen deswegen nicht zwei Meter über dem Erdboden schweben. Er sagt in diesem selben Brief unmissverständlich auch: *„Von allen Seiten werden wir in die Enge getrieben und finden doch noch Raum; wir wissen weder aus noch ein und verzweifeln dennoch nicht; wir werden gehetzt und sind doch nicht verlassen; wir werden niedergestreckt und doch nicht vernichtet“* (4,8-9). Dazu gehört dann auch: *„Wir sind also immer zuversichtlich, auch wenn wir wissen, dass wir fern vom Herrn in der Fremde leben, solange wir in diesem Leib zu Hause sind; denn als Glaubende gehen wir unseren Weg, nicht als Schauende“* (5,6-7). Das heißt: Unser Leben als Christen ist ein Leben auf Vorschuss, nicht ein Leben auf Pump, denn die Hypothek ist bereits getilgt.